

ZEITSPRUNG

Nichts Neues aus der Schweiz?

Was sich aus Ansichtskarten aus dem 20. Jahrhundert über die Veränderung von Land und Leben lesen lässt

Gesellschaftlicher, baulicher und wirtschaftlicher Wandel ist der Taktgeber modernen Lebens. Er hat in den letzten hundert Jahren sein Tempo gesteigert, wie eine Zeitreise anhand der Sujets von Ansichtskarten deutlich macht.

PAUL SCHNEEBERGER

Wer findet die zehn Unterschiede? Fast auf den Tag genau 85 Jahre liegen zwischen dem 17. Juni 1932, dem Versanddatum der Karte mit der schwarz-weißen Ansicht des Berner Bundesplatzes samt Parlamentsgebäude, und dem 15. Juni 2017, jenem Tag, an dem die Aufnahme aus derselben Perspektive gemacht wurde. Die NZZ wird diesen Sommer anhand von zwei Dutzend solcher Gegenüberstellungen den Wandel der Schweiz dokumentieren.

Aus einem einzigen Bestand

Die Postkarten stammen aus den Jahren 1928 bis 1971 und zeigen Ansichten aus allen Landesteilen, von Städten und Dörfern, von Seen und Bergen. Nicht nur ihre Sujets, auch die Botschaften, die sie transportieren, geben Aufschluss über die Veränderungen von Land und Leben. Da sie aus einem einzigen Bestand stammen, bilden sie nicht nur die Lebensphasen der Person ab, die sie gesammelt hat, sondern auch den Wandel der Ansichtskarte als Medium.

Die publizierten Karten sind Bestandteil der Korrespondenz im Nachlass von Gottlieb Wassmer. Die Biografie Wassmers, des Grossvaters mütterlicherseits des Schreibenden, bildet den beruflichen Aufstieg jener ab, aus denen der breite Mittelstand in der Schweiz des 20. Jahrhunderts hervorging. 1900 in Suhr im Aargau als ältestes von sieben Kindern in einen Lokomotivführer-Haushalt geboren, machte Wassmer eine Schlosserlehre und liess sich später am Technikum Burgdorf zum Maschinentechniker ausbilden.

Es folgte der Eintritt bei den SBB mit einer Anstellung im Lokomotivdepot Erstfeld, wodurch eine Begeisterung für Bergwandern und Alpinismus entstand, die zu einer lebenslangen Mitgliedschaft im Schweizer Alpenclub führte. Noch in



Ansichtskarte, versendet 1932: der Bundesplatz in Bern mit Kandelaber.



2017: der Bundesplatz in Bern mit Baustelle.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

den 1920er Jahren wechselte Wassmer in die SBB-Kreisdirektion in Luzern, wo er 1965 als Sektionschef pensioniert wurde. 1928 heiratete er die ebenfalls aus einer Grossfamilie stammende Wirtstochter Mina Lüem aus Schinznach; mit zwei Kindern lebten die beiden das Modell der Kleinfamilie.

In diesen Rahmen mit grosser Verwandtschaft sind die Ansichtskarten einzuordnen, die Gottlieb Wassmer zeit seines Lebens, das 1976 nach einem Bergunfall ein abruptes Ende nahm, erhalten, zum Teil auch verschickt und mit der Präzision des Maschinentechnikers geordnet und aufbewahrt hat.

Interaktives Medium

Der ganze Fundus von Wassmers Ansichtskarten, wie auch die in der NZZ in diesem Sommer präsentierte Auswahl davon, macht deutlich, dass die Regeln ihrer fotografischen Gestaltung über die Jahrzehnte konstant geblieben sind. Das Arrangement ist in bestes Sonnenlicht gerückt, in dem sich Vordergrund (der Kandelaber auf dem Bundesplatz), Mittelgrund (die Weite des Platzes und das Parlamentsgebäude) und Hintergrund (Himmel) zwischen Kontrast und Harmonie finden. Substantielle Veränderungen über die Jahrzehnte waren Verbesserungen der Druckqualität und der

Übergang von der Schwarz-Weiss- zur Farbfotografie in den 1960er Jahren. So sehr die Ansichtskarte heute unter dem Druck der Konkurrenz durch digitale Kommunikation steht, so sehr hat sich zwischen den 1920er und den 1970er Jahren, also in dem halben Jahrhundert, das Wassmers Sammlung abbildet, die Funktion der Ansichtskarten verändert.

Die Aufnahme des Berner Bundesplatzes transportierte keinen Gruss aus Ferien oder von einem Ausflug: Gottlieb Wassmer scheint beruflich ein paar Tage in der Bundesstadt verbracht zu haben, und das, was er seiner Familie schrieb, wäre später Gegenstand eines Telefonats gewesen und heute einer E-Mail, einer SMS oder einer Whatsapp-Nachricht. Die an einem Freitag versandte Botschaft zeigt, dass die Ansichtskarte im Verbund mit Briefen und Telegrammen damals ein interaktives Medium war. Gottlieb Wassmer nimmt zuhause von Frau und Kindern explizit Bezug auf eine Nachricht, die er von ihnen erhalten haben muss. Er schreibt, «das Halsweh» sei «nun fast wieder gut» und er «komme soweit» am Samstagabend «heim».

Die mit 10 Rappen und dem Konterfei von Louis Favre, dem Generalunternehmer beim Bau des ersten Gotthardtunnels, frankierte Karte musste nach heutigen Begriffen zu A-Post-Standards transportiert werden, sollte sie ihren

Zweck erfüllen, nämlich die Familie über den Zeitpunkt des Wiedersehens ins Bild zu setzen.

Souvenir aus den Ferien

Sofern die Ansichtskarten aus den Jahren vor 1945 nicht solche nachrichtlichen Boten sind, transportieren sie Grüsse von Bergwanderungen, aus Rekrutenschulen, Wiederholungskursen und dem Aktivdienst oder auch beste Wünsche zum neuen Jahr. In der Nachkriegszeit vermitteln Ansichtskarten weiterhin Botschaften aus dem Militärdienst und aus «strengen Kuren». Zunehmend aber finden sie jene Rolle, für die sie über Jahrzehnte stehen sollten: jene als Souvenir zuhause der Daheimgebliebenen aus den Ferien, die nun selbstverständlich werden. In den 1950er und 1960er Jahren grüssen Bergkameraden von Skitourenwochen, in denen es ist, «wie es im Buche steht: Berge und Alpen im Schnee», und Arbeitskollegen schwärmen von Bergferien, in denen sie sich «erholen und die verlorenen kg wieder zulegen» können.

Medium der innerfamiliären Kommunikation bleibt die Ansichtskarte bis in die 1960er Jahre, wenn es um den Austausch mit jenen geht, die im Ausland weilen. Gottlieb und Mina Wassmer schreiben ihren Kindern Karten von zu

Hause an Feriendomizile. Sie freuen sich mit ihnen, wenn in den Bergen oder am Meer für sie die Sonne scheint.

Diese Nachrichten aus der Heimat sind Wasser auf die Mühlen all jener, die der Auffassung sind, in der Schweiz geschehe nie etwas, und wenn, dann etwas später. «Nichts Neues aus Luzern», schreibt Gottlieb Wassmer im September 1953 seiner Tochter, die bei Verwandten in Kopenhagen weilt. Aller-

ZEITSPRUNG

Ansichtskarten sind ein Medium, das Wandel dokumentiert. Die NZZ präsentiert Postkartensujets von einst und stellt diesen dieselben Perspektiven von heute gegenüber. Morgen führt uns der Zeitsprung nach Friedrichshafen.

NZZ www.nzz.ch/schweiz

dings ist diese Botschaft postum zu relativieren: Das Kunsthaus, der prägnante Bau von Armin Meili, der die Leuchtentstadt auf dieser Karte stolz repräsentiert, war dreieinhalb Jahrzehnte später Geschichte. Wie sich dieselbe Perspektive heute präsentiert, wird eine der Gegenüberstellungen in der NZZ in diesem Sommer deutlich machen.

Die Ehe für alle ist unterwegs

Im Parlament ist seit Jahren eine Initiative hängig – jetzt soll das deutsche Ja zur Regenbogenfamilie die Schweizer Debatte beflügeln

ANGELIKA HARDEGGER

Eigentlich wäre die Hochsaison auf den Zivilstandsämtern im Herbst vorbei. Aber dieses Jahr dürfte in Deutschland alles ein bisschen anders sein. Ab dem 1. Oktober sollen im nördlichen Nachbarland nämlich gleichgeschlechtliche Paare heiraten dürfen – nur drei Monate nachdem der Bundestag die Ehe für alle verabschiedet hat.

In der Schweiz mahlen die politischen Mühlen etwas langsamer. Dennoch steht auch hierzulande ein Entscheid zum Recht zu heiraten für Schwule und Lesben an – nicht unmittelbar, aber in spätestens zwei Jahren. Dann nämlich muss der Vorstoss, mit dem die grünliberale Nationalrätin Kathrin Bertschy 2013 die Ehe für alle gefordert hatte, im Parlament umgesetzt sein.

Knackpunkt Adoptionsrecht

Bis es so weit ist, sind aber noch viele offene Fragen zu klären. Die wichtigste: Dürfen gleichgeschlechtliche Ehepaare auch Kinder adoptieren? Auch in vielen anderen Bereichen, zum Beispiel im Steuer- oder Ausländerrecht, braucht es

gesetzliche Anpassungen, wenn der Begriff der Ehe auf gleichgeschlechtliche Paare ausgeweitet wird. Wie viele und welche es genau sein sollen, erarbeitet derzeit das Bundesamt für Justiz. Im Herbst will es seine Resultate publizieren – und so den Startschuss geben für die Rechtskommission des Nationalrats, die einen ersten Entwurf der Vorlage erarbeiten wird.

«Man hat sich viel Zeit gelassen mit Gutachten und Abklärungen», sagt Kathrin Bertschy. Jetzt glaubt sie, dass die Ehe für alle relativ rasch durch das Parlament kommen kann – auch dank den Entwicklungen in Deutschland. «Die Schweiz hat sich immer wieder politisch am nördlichen Nachbarn orientiert.» Wenn jetzt selbst Angela Merkel finde, sie wolle der Ehe für alle nicht länger im Weg stehen, bewirke das durchaus etwas in der Schweiz, sagt Bertschy – und denkt dabei vor allem an die Schwesterpartei von Merkels Christlichdemokraten, die CVP, die sich in dieser Frage bisher nicht bewegt habe.

Die Stimmen der Mittepartei könnten im Parlament tatsächlich den Ausschlag geben. In den vorbereitenden Kommissionen scheint zwar eine Mehr-

heit der CVP-Vertreter für das Anliegen Bertschys gestimmt zu haben. Ob das auch in einer Schlussabstimmung der Fall wäre, bleibt allerdings offen. Parteipräsident Gerhard Pfister spricht sich gegen die Öffnung der Ehe für alle aus. Sie zu verhindern, sei aber kein



«Man hat sich viel Zeit gelassen mit Abklärungen.»

Kathrin Bertschy
Nationalrätin der GLP

Kernanliegen der CVP – eine Aussage, die insofern überrascht, als die Partei noch im gleichen Jahr, als Bertschy die Homo-Ehe ins Parlament brachte, die Initiative zur Abschaffung der Heiratsstrafe lancierte und darin die Ehe explizit als Gemeinschaft von Mann und Frau definiert hatte.

Pfister begründet sein Nein mit der Möglichkeit der eingetragenen Partnerschaft, die schwulen und lesbischen

Paaren offensteht: Das Modell wurde unter CVP-Bundesrätin Ruth Metzler erarbeitet und stellt eingetragene homosexuelle Paare seit 2007 etwa im Erbrecht Ehepartnern gleich. Pfister glaubt, dass zwei Drittel seiner Fraktion seine Meinung teilen. Bei der FDP geht Parteivizepräsident Andrea Caroni von einem «mehrheitlichen Ja» zur Ehe für alle aus. Aber auch bei den Freisinnigen werde es Abweichler geben, so Caroni.

Am Ende entscheidet das Volk

Parteipräsidentin Petra Güssi war für eine Stellungnahme nicht zu erreichen. Sie äusserte sich in den Medien aber schon verschiedentlich gegen die Ehe für alle – vor allem gegen das Adoptionsrecht. Auch der St. Galler FDP-Nationalrat Walter Müller sagt, er stehe der Öffnung der Ehe «grundsätzlich skeptisch» gegenüber. Diese sei für ihn die Gemeinschaft von Mann und Frau.

Anders sieht dies Caroni: Er befürwortet die Ehe für schwule und lesbische Paare «in jedem Fall» – und er kann sich vorstellen, dass das Anliegen auf Gesetzesstufe ohne Anpassung der Ver-

fassung umsetzbar wäre. Die Frage ist zentral, denn bei einer Verfassungsänderung müsste neben der Mehrheit der Stimmbürger auch eine Mehrheit der Kantone dem Anliegen zustimmen – eine nicht zu unterschätzende Hürde, denn bei der Abstimmung über die Abschaffung der Heiratsstrafe im Februar 2016 resultierte ein Ständemehr zugunsten der Position der CVP.

Die Befürworter der Ehe für alle versuchen deshalb, ihr Ziel auf Gesetzesstufe zu erreichen. Auch in diesem Fall scheint ein Referendum aber fast sicher, vor allem, wenn die Vorlage des Parlaments homosexuellen Ehepaaren im Adoptionsrecht die gleichen Rechte gewährt wie heterosexuellen.

Das Referendum gegen die Adoption von Stiefkindern ist zwar nicht zustande gekommen, ab dem 1. Januar 2018 dürfen Schwule und Lesben die Kinder des Partners oder der Partnerin adoptieren. Gegenüber dem «St. Galler Tagblatt» sagte ein Co-Präsident des Komitees aus Vertretern von EDU, SVP und CVP jedoch, dass die Struktur der Gruppe bestehen bleibe – damit man für ein allfälliges Referendum gegen das volle Adoptionsrecht gewappnet sei.